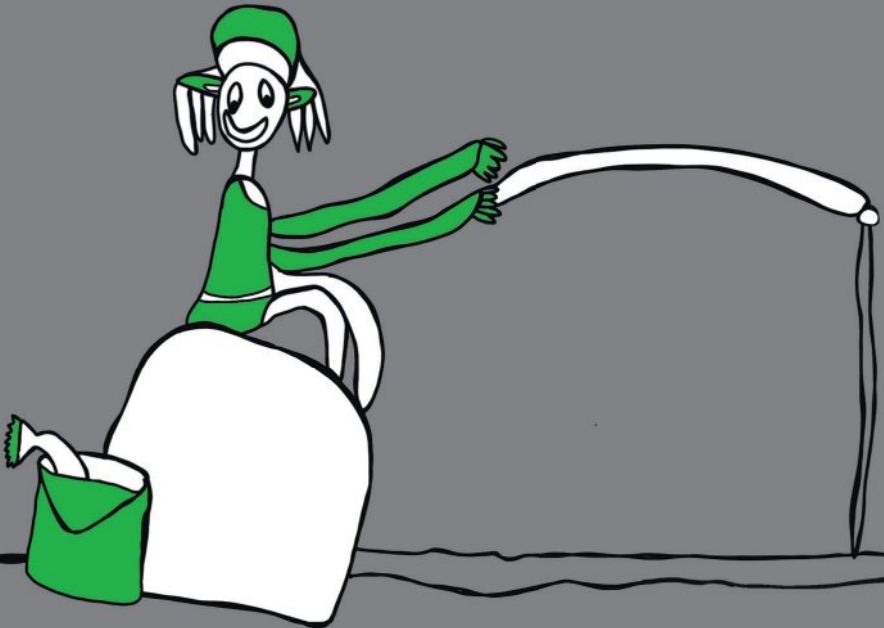


SINNSTIFTEND



VORWORT

In ihrer sechzigjährigen Geschichte ist die Lh schweizweit zu einer Perle unter den Institutionen für Menschen mit Unterstützungsbedarf geworden. Erfolg und Eigenheit der Lh sind ihrer stark werteorientierten Kultur zu verdanken. Diese hat sich seit den Gründerjahren laufend weiterentwickelt – dank den Menschen, die sich für und in der Lh engagieren oder ihre Angebote nutzen.

Dieses «Culture Book» ist ein Versuch, die Vielschichtigkeit der Wirkung unseres Handelns zu erfassen. Ganz im Sinn unserer drei handlungsweisenden Kernkompetenzen umfasst es drei Bände: sinnstiftend, entwicklungsfördernd und persönlich.

SINNSTIFTEND

Was treibt Sie an? Was bewegt Sie dazu, morgens das Bett zu verlassen? Welchem subjektiven Sinn folgen Sie?

«Da machen Sie aber etwas Sinnvolles!» Das hören wir, die in der Begleitung von Menschen mit Unterstützungsbedarf tätig sind, nicht selten. Zunehmend interessieren sich auch Personen aus unterschiedlichsten Berufen für die Lh und unsere Arbeit, mit der Begründung, nach jahrelanger Tätigkeit nun endlich etwas Sinnvolles tun zu wollen – etwas für und mit Menschen.

Tatsächlich gibt es in Bezug auf die Sinnhaftigkeit unserer Arbeit kaum Zweifel. Wie aber kann es uns gelingen, Menschen mit Unterstützungsbedarf Rahmenbedingungen und Begleitleistungen zu bieten, die sie und ihre Angehörigen als sinnstiftend erleben? Dies ist oft nicht einfach zu beantworten und wird deshalb auch immer wieder kontrovers diskutiert.

Wir selbst sind der Überzeugung, dass ein grosser sinnstiftender Zyklus durch unser Angebot an normalisierten (Tages-)Strukturen entsteht. Der Wert der Arbeit wird in der Lh hochgehalten, die kunsthandwerklichen Werkstätten sind Tradition. Durch ein differenziertes Angebot an Tätigkeiten und dank der dezentralen Wohnstrukturen verlassen die begleiteten Personen der Lh am Morgen ihr Zuhause, um den Tag in einem produktiv orientierten

Umfeld zu verbringen, und zwar unabhängig von ihrer Leistungsfähigkeit. Sie stellen ansprechende Produkte von hoher Qualität her und erbringen Dienstleistungen mit Kopf, Herz und Hand. Anlässe wie die Frühlingskartenvernissage oder die Weihnachtsausstellung sind wichtige Elemente im Zyklus der Sinnstiftung. Feierabende werden gelebt und Wochenenden genossen!

Lesen und betrachten Sie die Porträts in diesem Band, lassen Sie sich anregen und berühren – auch von Ihrem eigenen, subjektiven Sinn!

Philippe Crameri
Geschäftsleiter

INHALTSVERZEICHNIS

	Seite
Erika Hintermann Früher war er auch in einer Wohngruppe. Aber er hatte immer Heimweh.	6
Lisa Elmiger Ich bin hier mitten im Leben.	9
Derya Düzenli Ich bin immer noch am Suchen, was ich will.	12
Emil Schatzmann Auch in dieser Corona-Zeit haben die das super gemacht. Da gab es keine Bücher und Anleitungen, da mussten sie die Ärmel hinderelitze...	14
Bodil Lehmann Ich mag Glitzer.	18
Brigitte Kunder Es braucht Humor. Bei uns in der Töpferei lachen wir auch viel.	21
Annalis Frischkopf Sie müssen so viel notieren und aufschreiben, und die gan- ze Bürokratie, da leidet die Flexibilität.	24
Yvonne Gut Meinen Geburtstag würde ich gerne im Zoo feiern.	28
Bernhard Mader Du kriegst sofort ein Feedback.	31
Rita und Arthur Bösch Der Wechsel zum Grossen, Neuen war kein Verlust.	34

	Seite
Hanspeter Stadelmann Ich mache alles gern.	37
Brigitte Steinhoff Mir wurde hier immer Mut gemacht.	40
Susanne Eschmann Die gute Tagesstruktur half ihm, zur Ruhe zu kommen.	44
Ernst Kohler S Guete am Ton isch, dass wenn öppis abverheit, chasch nomol afoh.	47
Patrick Roth Ich kann laufen. Ich kann Sport machen. Ich kann arbeiten. Und ich weiss, wie viel das wert ist.	50
Theo Weber An den Elternabenden sitzen häufig die Alten zusammen, die sich noch von ganz früher kennen.	54
Viviane Huonder Ich bin gerne draussen.	57
Hans van Hout Am Anfang verstand ich das Schweizerdeutsch nicht, wollte schon fast aufgeben – jetzt lebe ich seit fast dreissig Jahren hier.	60
Lukas Hollenstein Ich gang go luege, was es z luege git.	63
Marléne Moser Er war ein Sonnyboy.	66



ERIKA HINTERMANN: «FRÜHER WAR ER
AUCH IN EINER WOHNGRUPPE. ABER ER
HATTE IMMER HEIMWEH.»

Machen. Nicht einfach nur davon reden. Machen. Und das haben sie getan. Mit zwanzig geheiratet. Dem Herzen nach, den Träumen. Ein Bauernhaus. Mit Schafen. Und Wolle färben. Und Most pressen. Und Kinder ... drei Söhne wurden es. Peter mit einer Beinrächtigung. Das Leben war ausgefüllt.

Auf die Lh wurden sie an einer Ausstellung aufmerksam, da hatte sie einen Stand. «Ich hatte sofort den Eindruck, das wäre etwas für unseren Peter. Er ist sehr kreativ.» So kam Peter in die Töpferei. Und arbeitete dort während zwölf Jahren. Mit Herzblut.

«Dann wurde mein Mann pensioniert, und sein Wunsch war es immer gewesen, nach der Pensionierung nach Frankreich zu gehen und in Richtung Selbstversorgung.» Machen. Nicht einfach nur davon reden. Machen. Und sie nahmen Peter mit.

Das Haus stand inmitten von Reben. Es gab einen grossen Garten. Und liebe Nachbarn nebenan. Die wohl schönste Zeit bis jetzt, meint sie, die lockerste. Obwohl sie viel gearbeitet hätten. «Und Peter hat gepflastert und viel mit Holz gemacht, er fuhr den Traktor, mähte die Wiese, malte und töpferte, und wir haben das alles brennen lassen.» Etwa alle sechs Wochen fahren sie zurück in die Schweiz. Sie hatten hier noch ein Haus. Und Eltern im Altersheim. Dann wurde es zu anstrengend. Nach knapp neun Jahren kamen

sie definitiv zurück. Peter konnte dann einmal pro Woche privat bei einer Bekannten töpfern gehen, schrieb dann aber einen Brief. An den Geschäftsleiter der Lh. Er wolle gern zurück. In die Töpferei. Und dort ist er jetzt wieder. Auch er geht seinem Herzen nach. Es habe auch Phasen gegeben, da seien sie und ihr Mann regelrecht gealtert. Vor Sorgen. Peter habe Schlimmes durchmachen müssen. Ihr klopfte gerade wieder das Herz, wenn sie dran denke. Auch wenn es schon eine Weile zurück liegt. «Es hätte etliches schief laufen können. Aber im Grunde haben wir immer Glück gehabt.» Jetzt sind sie über achtzig und seit sechzig Jahren verheiratet. Und Peter wohnt bei ihnen zu Hause. «Wir sind ein eingespieltes Team. Wir besprechen alles zu dritt. Und jeder hat sein Ämtli.»



LISA ELMIGER: «ICH BIN HIER MITTEN IM LEBEN.»

Sie wollten zusammen kochen. Das war so abgemacht. Und dann wünschte sich der Klient Fajitas. Unbedingt. Klar, etwas aufwendig, aber wieso nicht? Also Fajitas. Nur, als der Klient dann mitrücken sollte, Zwiebeln, Peperoni, Salat, da hatte er dann partout keine Lust mehr. Was tun? Jetzt einfach seinen Job auch machen, damit dann gekocht ist? Verschiedenste Motivationsversuche scheiterten, sie merkte, wie sie sich zu nerven begann, vielleicht auch ein wenig über sich selbst, und sich gestresst fühlte. Und dann geschah etwas: Eine Klientin aus der Gruppe kam zu ihr an den Küchentresen und sagte: «Lisa, schnuufe. Einfach schnuufe.» Und das tat ihr so gut. «Auch zu merken, dass ich mir als Begleitperson vielleicht manchmal einen Stress mache, den die Klientinnen und Klienten gar nicht haben. Ich konnte mich wieder sammeln.»

Sie kam frisch ab der Kantonsschule. 18 Jahre alt, noch keine Berufserfahrung. Aber sie wusste, sie wollte hier ein Praktikum machen. Und danach wusste sie, hier will ich bleiben. Lehrerin werden war ursprünglich auch einmal eine Idee gewesen, aber dann machte ihre Cousine in der Lh ein Praktikum und erzählte ihr davon. Was sie konkret arbeitet, was ihre Aufgabe ist. «Da war mir klar, das will ich auch. Ich ging an verschiedenen Orten schnup-

pern, aber bei der Lh gefiel es mir sofort. Hier kommt man rein und ist gleich mittendrin. Hier wird gearbeitet. Hier wird gelebt. Hier ist man mitten im Leben.»

Heute ist sie Gruppenleiterin und arbeitet gleichzeitig in der Begleitung. Sie ist seit sieben Jahren hier, hat parallel noch Soziale Arbeit studiert, in Luzern, und will nun noch eine Führungsausbildung machen. «Schnuufe, Lisa, schnuufe» will man fast sagen, sie hat Drive und gibt sich voll rein, sie sprüht vor Energie. «Früher war ich sehr zurückhaltend, hätte mir eine Stelle wie diese nicht zugetraut. Aber durch das ständige Reflektieren, auch im Studium, und die Auseinandersetzung mit mir selber, bin ich gewachsen.» Sie habe hier auch eine Top-Ausbildnerin gehabt. «Ich bin ihr so dankbar.» Und sie hält inne. «Die meinen es hier schon gut mit einem.»



DERYA DÜZENLI: «ICH BIN IMMER NOCH AM SUCHEN, WAS ICH WILL.»

Sie ziehen gerade um, ihre Mutter, ihr Vater und sie. In eine neue Wohnung in Menziken. Zum Glück, sagt Derya. In der alten Wohnung ging es nicht mehr. Viel zu laut, von oben. Sie habe kaum noch schlafen können. Und sei sie doch einmal eingeschlafen, habe sie das nächste Geräusch direkt wieder aufgeweckt. Auch das klitzekleinste. Nein, es ging nicht mehr.

Jeder zügelt sein Zimmer selbst. Und das braucht Zeit. All die Kisten. «Mir händ so vell Material.» Derya musste eine Woche frei nehmen für den Umzug. Ein paar aus der Lh hätten schon nachgefragt, wo sie bleibe. Sie wollen Derya wiedersehen. Das ist ein schönes Gefühl. «I de Lh föhl ich mich wohl.»

Einen grossen Traum hatte Derya nie. Auch jetzt nicht. Vielleicht noch nicht. Sie sei immer noch am Suchen, was sie wolle, sagt sie, oder was sie werden wolle. Ein Vorbild hat sie nicht. Sie eifert niemandem nach. Sie sucht noch ihren eigenen Weg. Es scheint fast, als müsse sie sich selbst erst noch kennenlernen.

Am liebsten ist sie draussen. Geht mit ihrer Cousine und deren Hund und Baby spazieren. Um die Häuser. Oder im Wald. Deryas Augen leuchten. Sie spricht ganz sanft.

Das Baby ist ein Bübchen. Und sie ist seine Gotte. Das macht sie glücklich. Einen anderen Glücksbringer hat sie gerade nicht. Sie mag die Farbe Rot und wenn um sie herum Friede herrscht. Und kein Lärm. Ein Zimmer, in das sie sich auch mal zurückziehen kann, ist ihr wichtig. Und endlich mal wieder Schlaf. Richtiger Schlaf. Am neuen Ort gibt es viele ältere Menschen, sagt Derya, «die machet hoffentlich nöd so luut.»



EMIL SCHATZMANN: «AUCH IN DIESER
CORONA-ZEIT HABEN DIE DAS SUPER
GEMACHT. DA GAB ES KEINE BÜCHER
UND ANLEITUNGEN, DA MUSSTEN SIE DIE
ÄRMEL HINDERELITZE...»

Er hatte Maurer gelernt und auch einige Zeit als solcher gearbeitet. Dann bot ihm der Rektor der Kantonsschule den Hausmeisterjob an. Dank dem lebe er noch. «Ich glaub, ich hätti mich als Murer gsundheitlich kaputtgmacht.»

Zusammen mit seiner Frau war er nun für die ganze Schulanlage verantwortlich. Zudem kochten sie mit einem kleinen Team Mittagessen für 120 Personen. Ihre beiden Töchter und der Sohn spielten abends im Schulhaus. Sie fuhren in den Kellergängen Fahrrad oder spielten Fangen in der Turnhalle. Der Sohn konnte für kurze Zeit in die Schürmatt, in Zetzwil, und nach einem Dreivierteljahr ganztags in den Kindergarten der Lh. Es war das Jahr 1968.

Emil Schatzmann hat sich stark im Elternverein der Lh engagiert, 1979 bis 1985 war er ihr Präsident. Abends nach der Arbeit half er mit, das alte Asylheim in Reinach zu restaurieren, um für die Sonderschule einen neuen Ort zu schaffen. Und er gründete mit anderen Eltern einen Fonds zur Unterstützung der Lh. Während etwa zwanzig Jahren organisierte er für alle, die in den Werkstätten arbeiteten, jeweils einen Kegelnachmittag, und danach gab es noch Musik und Tanz in der Schulhaus-Mensa. «Zuerst kam die Musik ab Tonband. Später organisierte ich dann Live-Musik.

Das war immer ein Höllending.» Zweimal gab es einen Faschachtsabend. Da waren dann auch Schülerinnen und Schüler sowie Werkleute der Lh dabei, und deren Eltern. «Ich sehe heute noch die beiden Frauen vor mir, die auf dem Boden sitzen und sich mit Konfetti bewerfen.»

1987 brannte es in den oberen Stockwerken der alten Lh. Es kam zum Glück niemand zu Schaden. Aber die Feuerwehr musste seinen Sohn über eine Leiter durchs Fenster hinaus evakuieren. Bei späteren Feuerwehrübungen bestand der Sohn dann auf demselben Rettungsweg: Er hatte es schon einmal so gemacht, das gab ihm Sicherheit.

Vor Dingen, die er noch nie gemacht hat, habe sein Sohn meist Angst. Deshalb müsse man mit ihm üben. Mit viel Geduld und Zeit. Und nur nicht an ihm herumnörgeln, das mache ihn nervös. «Dieses Verständnis war von Anfang an da in der Lh.» Der Sohn ist nun seit fünfzig Jahren hier. «Unser Sohn ist an einem Ort, an dem es ihm gefällt. Es geht ihm gut. Und deshalb geht es auch uns gut.»





BODIL LEHMANN: «ICH MAG GLITZER.»

Auf ihrem Trinkbecher steht «Find Happiness». Sie hat ihn von ihrer Mutter geschenkt gekriegt. Er ist mit Sirup gefüllt, normalerweise Himbeere oder Exotic. Bodil nimmt einen kräftigen Schluck, saugt am Strohhalm. Sie ist aufgeregt. Sie wäre vorher fast mit ihrem elektrischen Rollstuhl in eine Wand gefahren. «Holla die Waldfee!» Bodil hat Schalk. Und Charme. Und Witz. Manchmal macht sie auch extra Karussell und dreht sich mit ihrem Gefährt wild im Kreis. Ihre Stimme trifft hohe Töne, wenn sie lacht. Sie hat keine Angst, aufzufallen. Auf ihrem T-Shirt glitzern zwei Sterne. Sie mag Glitzer.

Und wo findet sie nun ihr Glück? Sie wisse es gerade nicht. Trinkt. Trinkt. «Hilf mir. Hilf mir auf die Sprünge.» Auf dem Rollstuhl prangt ein Sticker des FC Basel. Natürlich, sie sei ein grosser Fan. Sie war schon oft im Stadion auf der Tribüne. Selbstverständlich mit Trikot. Nein, Bier fülle sie dann nicht in ihren Trinkbecher. Lacht. «Ah, ja», sagt Bodil, «es macht mir Freude, wenn ich arbeiten kann.» Sie ist ganz neu in der Werkstatt «Blatt und Duft». Dort macht sie Vorhänge. Sie wählt Farben und Muster, färbt und entwirft. Und sie hat eine klare Vorstellung, was sie will. «Eine Meerlandschaft.» Weil sie sich gerne zurück ins Wasser denkt. Nach Florida. Zu ihren beiden Delfinen. «Die händ gnau gwüsst,

wenn ich do bin, die händ sogar s Grüşch vo eusem Auto kännt», erzählt sie von ihrer Delfintherapie. «Und denn händs so luschtig gruefe, richtig min Name gruefe händs.» Die Erinnerung macht sie glücklich.

Und Glücksbringer trägt sie auch mit sich herum. Im Moment gerade zwei Ohrringe: Augen, die auf sie achtgeben. Und manchmal einen kleinen Engel, aus Holz und Metall. Beides auch von ihrer Mutter.

Von ihrem Vater hat sie den Namen, Bodil. Sucht man nach seiner Bedeutung, findet man etwa die Begriffe «Besserung», «Hilfe» oder «Kampf». Ihr Vater habe den Namen einmal in Schweden gehört und schön gefunden. Deshalb heisse sie so. Bodil Sabrina. Und sie ist glücklich damit.



BRIGITTE KUNDER: «ES BRAUCHT HUMOR. BEI UNS IN DER TÖPFEREI LACHEN WIR AUCH VIEL.»

Studieren sei schon gut. Aber ein Handwerk, ein Handwerk wäre doch schöner. So wuchs sie auf. Und wollte zunächst die zweite Frau im Kanton Solothurn werden, die Fassaden streicht. Sie hatte sogar ein dafür notwendiges Gesuch geschrieben und ging bei zwei Malern schnuppern. Die waren aber einhellig der Meinung, dass sie weitaus kreativer sei, sie solle etwas anderes machen. Und dann kam ihre Mutter mit diesem Töpferkurs.

Danach machte sie eine dreijährige Lehre als Töpferin, im Aargau, und hängte noch zwei Lehrjahre als Keramikerin an. In einer Fachklasse in Bern. Es war genau das Richtige für sie. «Ich arbeite gern mit den Händen, mit dem Material, und ich sehe direkt, was entsteht.»

Während eines halben Jahres arbeitete sie als einzige Frau im Männerstrafvollzug in einer halboffenen Abteilung. Sie war 23 Jahre alt, töpferte mit zehn Insassen und bewohnte das Gästezimmer der Strafanstalt. Psychisch war das teilweise sehr belastend. «Ich war wohl schon etwas naiv, denke ich heute.» Man könnte auch sagen: mutig. Genau wie die Entscheidung, Töpferin und Keramikerin zu werden. Oder später ein eigenes Atelier zu mieten, mit Brennofen und allem Drum und Dran. Sie vertraute ihrer Intuition und folgte ihrem Herzen. Zog nach Luzern, wegen

des Sees und um dort mit ihrem Bündner Mann zu leben. Und als sie die Zeitung aufschlägt, ist da dieses Inserat: «Keramikerin gesucht.» Als habe sie die Nadel im Heuhaufen gefunden, so sei es ihr vorgekommen. Das war die Stelle bei der Lh. Nun ist sie schon seit zwanzig Jahren hier. Als Gruppenleiterin.

«Ich habe keine eigenen Kinder und gebe hier viel rein. Die Klientinnen und Klienten liegen mir sehr am Herzen. Wenn sie Sorgen haben, wenn sie etwas bedrückt.» Als sie die Gruppe einmal über einen Todesfall informieren musste, kämpfte sie mit den Tränen. «Da haben sie dann mich getröstet und ich dachte, jetzt begleiten sie mich und nicht ich sie.»

Wenn es keine spezifischen Bestellungen gibt, dürfen die elf Klientinnen und Klienten töpfeln, worauf sie Lust haben. «Das einzige Limit, das es gibt», sagt sie und lacht, «ist die Grösse des Ofens.»



ANNALIS FRISCHKOPF: «SIE MÜSSEN SO
VIEL NOTIEREN UND AUFSCHREIBEN,
UND DIE GANZE BÜROKRATIE, DA LEIDET
DIE FLEXIBILITÄT.»

Warum nicht ein paar Geisslein. Oder Hühner. Oder Hasen. Platz hätte es ja, ums Haus herum. Es bräuchte nicht ein Riesengehege. Und das Füttern könnte ein wechselndes Ämtlein sein. Sie ist überzeugt, nicht nur ihr Sohn Stefan, sondern auch andere Klientinnen und Klienten würden sich über die Tiere freuen, das wäre doch eine Idee? «Ich sage auch immer, ruft mich an, wenn ich etwas tun kann.» Aufgewachsen ist sie auf einem Bauernhof, in einer Grossfamilie – elf Kinder, da lernt man mitzuhelfen. Und das tut sie. Wie viele andere auch. Freiwillig. Seit Jahren. Sie geht etwa mit zum Schwimmen oder begleitet die Gruppe, wenn sie rausgeht, und immer am Freitag nimmt sie den Hund mit und macht eine Runde mit einem Klienten, der im Rollstuhl sitzt. Stefan könne sich fast nicht mitteilen. Da helfe ihr diese Nähe zur Lh auch, weil sie dann sehe, wie es ihm geht. «Und so kenne ich auch immer die Begleitpersonen. Mit denen wäre ich sonst gar nicht in Kontakt, weil es so viele Wechsel gibt.» Stefan ist eben vierzig geworden, er ist seit 25 Jahren in der Lh. Im Atelier «Blatt & Duft». Seit zehn Jahren wohnt er auch hier. Er schaut gerne raus, in die Weite, beobachtet viel, und kommentiert es. Einmal gab es bei der Arbeit einen Gruppenwechsel, weg von der Heuwiese. Da ging gar nichts mehr. Er wollte nicht mehr arbei-

ten, war aufgebracht, nicht mehr bei sich. «Wir nahmen ihn dann für eine Auszeit nach Hause, danach gab es wie einen Neuanfang, seither geht es ihm gut.»

Die Ablösung vor zehn Jahren, als er von zu Hause auszog, sei für sie wohl fast schwieriger gewesen als für ihren Sohn. «Ich hatte zum Beispiel Angst, dass er in der Nacht aufwacht, unten zum Wohnhaus rausläuft und dann nicht mehr rein kann, weil die Türe schliesst.» Diese Bedenken hat sie angesprochen. Und gemeinsam suchte man nach einer Lösung. Nun gibt es eine Art Lichtschranke. Falls Stefan in der Nacht das Zimmer verlassen würde, gäbe es im Pikettzimmer ein Signal. «Eigentlich müsste ja Stefan sagen, ob er das will, aber er kann es nicht. Deshalb müssen wir das nun jedes Jahr wieder neu unterschreiben.»





l
n

YVONNE GUT: «MEINEN GEBURTSTAG WÜRDEN ICH GERNE IM ZOO FEIERN.»

Wenn es ihr gut geht, zieht es sie in den Wald. Den Geräuschen nach. Oder sie setzt sich aufs Fahrrad und radelt drauflos. Bis nach Sempach ging es letztthin, mit ihrem Freund und einem Kollegen. Dann fühlt sie sich frei. Wie ein Adler, den sie so sehr bewundert. Mit seinen gewaltigen Schwingen und wie er von hoch oben eine winzige Maus fixieren und dann runterstechen, das Tier packen und wieder hochziehen kann. Ihre Augen leuchten. Sie mag auch den Wolf und den Husky. Den Tiger, den Puma oder den Leoparden. Und natürlich auch Katze und Hund. Von ihnen hat sie das Fauchen und Knurren gelernt. In einer nicht sehr schönen Zeit, wie sie sagt. In der Vergangenheit. In der sie nur eine Katze und einen Hund bei sich hatte. Fauchen heisst «Achtung» und Knurren «Gefahr». Ihre Freunde wissen das. Wenn Yvonne knurrt, darf niemand in ihre Nähe. Wenn sie faucht, nur diejenigen, die wissen, wie man sie beruhigen kann. Nathalie zum Beispiel. Sie hört Yvonne oft zu und spürt genau, wie es ihr geht. Wenn sie nervös ist oder in Panik gerät. Wenn ein Asthmaanfall droht. So gute Freunde wie jetzt, sagt Yvonne, habe sie noch nie im Leben gehabt.

Ganz früher wollte sie im Rettungsdienst arbeiten. Anderen Leuten helfen. Oder im Garten. Und im Garten ist sie ja jetzt. Seit

sieben Jahren. Da packt sie voll mit an: Steine verlegen. Fadenmähen. Oder mit der Schubkarre. Bis der Rücken schmerzt. Yvonne meistert die Herausforderung. Nur bei Spinnen oder Schlangen nimmt sie Reissaus.

In diesem Jahr wird sie dreissig Jahre alt. Ein alter Sack, wie sie sagt. Am liebsten würde sie den Geburtstag im Zoo feiern. Sie dürfte alle ihre Freunde einladen und Tiere füttern. Erdmännchen vielleicht, oder Hasen. Oder Pandabären.

Einen Pandabären trägt sie immer bei sich. An ihrem Rucksack. Den Anhänger hat sie von jemandem geschenkt bekommen, der jetzt leider im Himmel oben ist. Viel zu früh gegangen. Dieser Pandabär begleitet Yvonne jeden Tag. Es ist ihr Glücksbringer.



BERNHARD MADER: «DU KRIEGST SOFORT EIN FEEDBACK.»

Er habe hier keinen Job – das sei seine Berufung. Und man glaubt es ihm. Man spürt es direkt. «Ursprünglich komme ich aus Österreich, aus dem schönen Salzburgerland, und dort hatte ich viele Funktionen.» Und er zählt ein paar davon auf. Zum Schluss erzählt er noch vom 100-Betten-Hotel, das er zusammen mit seiner damaligen Partnerin während zwanzig Jahren führte, und wie er dann irgendwann die Freude an der Arbeit verlor und sich auf die Suche machte, zurück zu sich selbst. Ein Jahr lang nahm er sich eine Auszeit, ging vor allem tauchen, an den schönsten Plätzen der Welt, reiste und verliebte sich neu. In eine Schweizerin. «Sie ist Psychologin und hat mit mir so Abklärungen gemacht, in welches Feld es mich ziehen könnte.» Er ist in einer Grossfamilie aufgewachsen, ein Scheidungskind, musste schon sehr früh die Vaterrolle und Verantwortung übernehmen. Er ist ein begnadeter Handwerker, ein Tüftler und Erfinder, mit einem grossen Herz. Bei der Lh begann er mit einem Praktikum in der Seifenwerkstatt. Vor über neun Jahren. «Eine Klientin damals wurde immer gefüttert, mit Flüssignahrung, und ich dachte mir, jetzt verbiege ich einfach mal einen Löffel und sie kann versuchen, ob sie damit essen kann. Klar, die Trefferquote war am Anfang nicht so hoch, aber sie konnte den Löffel so selber in der Hand halten und ich musste sie

nur leicht führen.» Man habe ihm viele Freiheiten gelassen und seine Innovationen geschätzt.

Heute ist er Abteilungsleiter des Technischen Dienstes. «Bei uns im Team ist jeder ein MacGyver, ein Daniel Düsentrieb, jemand anderen können wir gar nicht gebrauchen.» Und die Klientinnen und Klienten würden wie Hotelgäste behandelt, das sei ihm wichtig, immerhin zahlten sie ja auch seinen Lohn.

«Wir hatten einen Klienten, der riss immer den Wasserhahngriff ab, diesen Einhandmischer. Nicht böswillig, er hatte das Gefühl einfach nicht dafür, und wir mussten täglich vorbei, um zu flicken. Es war ihm nirgends recht. Dann kam uns eine Idee: Wir verkürzten einfach den Griff, sodass er nur noch ein Stummelchen war. Seither ist Ruhe. Jetzt ist die Hebelwirkung weg und er kann den Hahn ganz normal bedienen. Mit so etwas sind wir jeden Tag konfrontiert. Und am Abend denkst du, super, wir konnten helfen.»



RITA UND ARTHUR BÖSCH: «DER WECHSEL ZUM GROSSEN, NEUEN WAR KEIN VERLUST.»

Ihr Sohn David hat bereits den Kindergarten der Lh besucht, noch im alten Bürgerheim, beim Bauernhof. Weil sie nicht im Kanton Aargau wohnen, ging dem Kindergarteneintritt eine aufwendige Debatte mit dem Sonderschulinspektor des Kantons Luzern voraus. Schliesslich lenkte dieser ein. David fühlte sich im Kindergarten und später in der Schule der Lh sehr wohl. Zu Beginn brachten sie ihren Sohn selbst zum Unterricht, halbtags, und holten ihn wieder ab.

Im Sinn der Montessori-Pädagogik, die Stiftungsgründerin Lucia Fehlmann vertrat, wurden die Kinder ganzheitlich gefördert. «Wir haben Frau Fehlmann noch erlebt, wie sie den Klientinnen und Klienten die Weihnachtsgeschichte vorgelesen hat, im Fauteuil.» Heute ist David vierzig Jahre alt, arbeitet in der Druckerei und lebt in einer Wohngruppe.

Sie war mehrere Jahre im Vorstand des Elternvereins, er im Stiftungsrat. Erinnerungen kommen hoch: an die Ferienlager in Valbella, an den Brand und an die Zeit, als die Gebäulichkeiten den Anforderungen kaum mehr entsprachen. Und sie sahen die Lh wachsen. «Es ist immer noch ein enormes Engagement spürbar. Der Geist der Gründerzeit ist geblieben. Durch den Bezug der Heuwiese konnten aber viele Abläufe optimiert werden.»

In den Werkstätten wird nach wie vor grosser Wert auf Ganzheitlichkeit gelegt. «Die Klientinnen und Klienten können ihre Kreativität ausleben und die Produktionsschritte sind jederzeit sichtbar. In der Töpferei etwa beginnt man mit dem Klumpen Lehm und hat am Ende die fertig gebrannte Vase. Das kommt von den Ursprüngen her, Ganzheitlichkeit bleibt wichtig.»

Wie durchdacht der schöne Zweckbau an der Heuwiese ist, zeigt sich auch an der Gestaltung der Küche. Die Glasscheibe ermöglicht den Klientinnen und Klienten einen guten Einblick. «Jetzt sieht man, was gekocht wird. Früher, in der alten Lh, war die Küche zu. Da seien dann um die Mittagszeit jeweils viele rein, um zu «guenen», was es denn Feines gebe. «Unseren David mussten sie mehrfach aus der damaligen Küche verweisen, wenn er sich zu sehr für das Essen interessierte.»



HANSPETER STADELMANN: «ICH MACHE ALLES GERN.»

Er streike. Er arbeite im Moment nicht. Sicher nicht. Wegen dem Virus, wegen Corona. Dann macht Hanspeter kurz seinem Unmut über die Pandemie-Situation Luft, die Worte fliegen, man kommt ihnen nicht hinterher.

Grundsätzlich aber sei er ein fröhlicher Mensch. Ihm mache alles Spass. Wirklich, das sei kein Witz. Er mache alles gern. Billard zum Beispiel. Oder Bowling. Das spiele er am Computer. Und am Computer schaue er sich auch Bilder von vergangenen Anlässen an. Schöne Erinnerungen. Er merkt sich gerne Details. Und Geburtstage. Er merkt sich von jedem in der Lh das Geburtsdatum. Zu seinem Geburtstag gebe es jeweils Kalbs-Adrio, sein Lieblingsessen. Kuchen nicht. Nein. Süsses dürfe er nicht, Diabetes. Und er weist darauf hin, dass es schon bald wieder Zeit sei, den Blutzucker zu messen.

Hanspeter ist 58 Jahre alt. In seinem Portemonnaie sei sein Ausweis. Und er sei schon seit vierzig Jahren in der Lh. «Mini Mueter isch jetzt au igschlofe, jetzt sind beidi im Himmel.» Seine Schwester habe die Kleider mitgenommen und er die Musik-CDs der Mutter. «Ich bin Schlagersänger, singe alli Lieder uswändig. Alli Lieder sind mini Lieblingslieder. Ich han veli Liebblingssänger und Liebblingssängerinne.» Am liebsten singt er schon frühmorgens,

aber das dürfe er eigentlich nicht, er wolle die anderen ja nicht aufwecken. Sonst würden sie wieder meckern. Er selbst sei kein Meckerer, er sei eine Ausnahme. Und muss selbst lachen. «Meine Frisur», sagt er und grinst breit, er sei erst gerade zum Coiffeur. Das sei wichtig. Hanspeter möchte gefallen. Er ist ein Charmeur. Aber das habe auch schon zu Eifersüchteleien geführt. Er winkt ab.

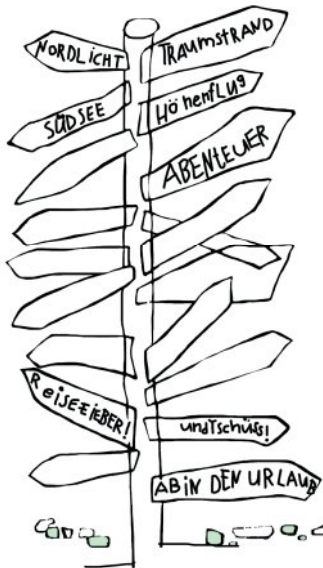
Jeden Morgen liest er die Zeitung. Er ist der Pöstler in der Gruppe, leert immer den Briefkasten. Er lese gern. Vor allem, wenn der FC Luzern gewonnen habe. Nur leider könne er im Moment nicht ins Stadion. Kurzer Fluch. Dann reisst er euphorisch die Arme hoch: «Hopp Luzern, hopp Luzern!»



BRIGITTE STEINHOFF: «MIR WURDE HIER IMMER MUT GEMACHT.»

In Deutschland hatte sie nach dem Abitur erst eine Gärtnerlehre gemacht, danach an einer höheren Fachschule Gartenbau studiert, mit Abschluss als Berufsbildnerin. In West-Berlin erlebte sie den Mauerfall. Und als sie merkte, dass der Markt für ihren Abschluss noch sehr klein war, wechselte sie als Berufsbildnerin in ein Berufsbildungswerk für psychisch beeinträchtigte Menschen. «Damit hat begonnen, was mich heute noch antreibt», sagt sie, «die Integration junger Menschen mit Beeinträchtigung in den Arbeitsmarkt.» 2006 zog sie mit ihrer Familie in die Schweiz. Als sie sich für die Lh zu interessieren begann, besuchte sie die Weihnachtsausstellung und schaute, wie sich die Geschäftsleitung verhält. Reden sie nur mit den Gönnern und Geldgebern? Oder sind sie mittendrin und dazwischen? Und was sie beobachtete, gefiel ihr. «Die waren bei den Klientinnen und Klienten, die kannten die Eltern, die setzten sich an einem Tisch zusammen, die genossen das richtig, das war echt – und schön.» Im folgenden Januar gab es eine freie Gärtnerstelle bei der Lh, und dann ging alles sehr schnell. Sie half in der Gartengruppe aus, pflegte mit den Klientinnen und Klienten Gärten, und einmal pro Woche fand in dem Zimmer, in dem sonst der Töggelikasten stand, Berufsschule statt. «Bis Martin Spielmann eine bessere

Idee hatte.» Das war 2007. «Er verfolgte die Vision einer gemeinsamen Berufsschule, das heisst, die verschiedenen Stiftungen sollten nicht jede für sich Lernende unterrichten, sondern diese würden raus aus den Gemeinden und einmal pro Woche selbstständig in einer grösseren Stadt zum Lernen zusammenkommen.» Das war der Beginn von Scala, der ersten interinstitutionellen Berufsschule für junge Menschen mit Beeinträchtigung in der Schweiz. «2008 starteten wir in Aarau mit 21 Lernenden aus drei Stiftungen. Heute sind es 150 Lernende aus 33 Stiftungen.» Brigitte Steinhoff ist seit 13 Jahren Schulleiterin von Scala. Vor acht Jahren war sie schwer krank und es ging ihr elend. Damals erlebte sie in der Lh ehrliche Fürsorge. «Ich spürte, sie wollten mit mir genau schauen, was los ist, und halfen mir bis zur Erholung.» Es herrsche eine sehr wertschätzende Haltung, sagt sie, und das gebe Kraft. «Wertschätzung bekommen ist der grosse Motor. Und das ist auch das, was wir weitergeben müssen.»





SUSANNE ESCHMANN: «DIE GUTE TAGESSTRUKTUR HALF IHM, ZUR RUHE ZU KOMMEN.»

Ihr Sohn musste die Schule abbrechen, weil es nicht mehr ging. «Rein vom Personal her. Weil er eine so aufwendige Begleitung brauchte.» Er war noch nicht 18 und es gab für ihn lange keine Übergangslösung, also reduzierte sie bei ihrem Job aufs Minimum. «Er war auch in der Psychiatrie.»

Dann gab es den Pavillon bei der Stiftung Schürmatt. «Das war die Übergangslösung. Und dann hat die Lh ein Angebot geschaffen, das es sonst noch nirgends gab: eine Wohngruppe mit sehr enger Begleitung, eins zu eins, für Klientinnen und Klienten, die den Alltag nicht alleine bewältigen können.»

Michael ist nun seit sechs Jahren in einer solchen Wohngruppe. «Das Team von Begleitpersonen nahm von Anfang an viel Rücksprache mit uns, wir konnten einbringen, was wir als Eltern für Erfahrungen gemacht hatten, und auch wir kriegten Rückmeldungen.»

Das Team sei recht konstant. «Es gibt schon Wechsel, aber das Kernteam ist geblieben, und das wirkt sich positiv aus. Es ist eine Einheit. Sie arbeiten gut zusammen, und das schafft eine gute Atmosphäre.» Nun könne sie nach und nach Dinge abgeben, die sie früher noch gemacht habe. «Die Brille etwa. Die haben sie mit Michael ausgesucht.»

2015 erkrankte ihr Mann, 2016 ist er gestorben. «Es ist für mich enorm, wie die Lh in dieser Situation mitgeholfen hat. Sie haben das mit Michael verarbeitet. Und auch ich fühlte mich getragen. Sie zeigten grosses Verständnis und unterstützten, wenn Michael vielleicht einmal nicht nach Hause kommen konnte, oder holten ihn ab, wenn ich ihn nicht bringen konnte. Ich hatte nicht die ganze Last allein zu tragen.»

Bei Familienfesten war es früher so, dass sie vielleicht zwei Stunden dabei war, sich während dieser Zeit um Michael kümmerte und sich kaum mit anderen austauschen konnte. Nun kamen schon ein paar Mal Begleitpersonen von der Lh mit, an den Hochzeitsfeiern seiner Geschwister oder am neunzigsten Geburtstag seines Grossvaters. «So konnten wir alle Teil sein vom Fest. Und Michael hat es sehr gefallen. Er konnte allen hallo sagen, war auf den Fotos drauf und konnte auch wieder gehen, wenn er genug hatte.»



ERNST KOHLER: «S GUETE AM TON ISCH, DASS WENN ÖPPIS ABVERHEIT, CHASCH NOMOL AFOH.»

Er ging oft mit seinem Vater angeln. An der Aare. Da lernte er zu warten. Und wann der richtige Moment ist, einen «Zwick» zu geben, damit der Fisch am Haken bleibt. Da lernte er Geduld. Von seiner Mutter habe er sein optimistisches Wesen. «Ich hade-re nicht. Das habe ich von ihr.» Zum Glück. Denn Geduld und die Kraft, auch in der dunkelsten Stunde ein wenig Licht zu sehen, haben ihn nicht aufgeben lassen. Das – und seine Frau. «Sie unter-stützt mich wahnsinnig. Und sie arbeitet voll, damit wir das Haus behalten können.»

Die Ärzte hatten Ernst, also «Aschi», wie man ihm seit jeher sagt, keine Überlebenschancen gegeben. Und falls, dann nur mit derart starken, bleibenden Schäden, dass es wohl fast besser wäre ... Die Hirnblutung war enorm.

Bis zu diesem Tag im August 2018 war Aschi Pöstler gewesen. An verschiedenen Orten in der Schweiz. Auch in Interlaken. «Dort bin ich viel Ski gefahren. Ich war ein begeisterter Skifahrer.» Er erin- nert sich, wie er die olympischen Skirennen mitverfolgte. Sapporo 1972, bei seinen Grosseltern am Fernseher, in Schwarz-Weiss. «Ich sah Russi und Nadig siegen. Live!» Dort begann auch seine Bewunderung für Adolf Ogi. Das Motto «Ogis Leute siegen heute» war in aller Munde.

Angeln oder Skifahren geht nicht mehr. Aber Töpfern schon, auch mit einer Hand. «Ich hätte mir nie träumen lassen, dass ich einmal töpfern werde. Und ich war überzeugt, ich sei ein unkreativer Mensch.» Aber in der Lh fand er eine neue Aufgabe. Zuerst töpferte er eine Maus. Aber bald brachte er eine eigene Idee mit, von einer Schweden-Reise: eine Wichtel-Figur. Inspiriert von dieser Figur, begann Aschi eigene Wichtel zu töpfern. «Jeder ist anders, hat einen eigenen Charakter und Namen.» Sie heissen Oskar, Gustav, Isidor, Alfred, Dario, Oli, Fabian ... die Eselsbrücke «Ogi, Adolf» hilft, die Namen zu behalten. «Adolf Ogi hat viel durchgemacht in seinem Leben, aber trotzdem diese positive Ausstrahlung behalten, er ist ein Vorbild.» Für die Namen der nächsten Wichtel nimmt Aschi dann «Kandersteg». Denn sie sind enorm beliebt. «Es freut mich sehr, dass ich anderen mit meinen Wichteln eine Freude machen kann, das gibt mir einen Sinn, ich sehe es als meine neue Aufgabe.»



PATRICK ROTH: «ICH KANN LAUFEN.
ICH KANN SPORT MACHEN. ICH KANN
ARBEITEN. UND ICH WEISS, WIE VIEL
DAS WERT IST.»

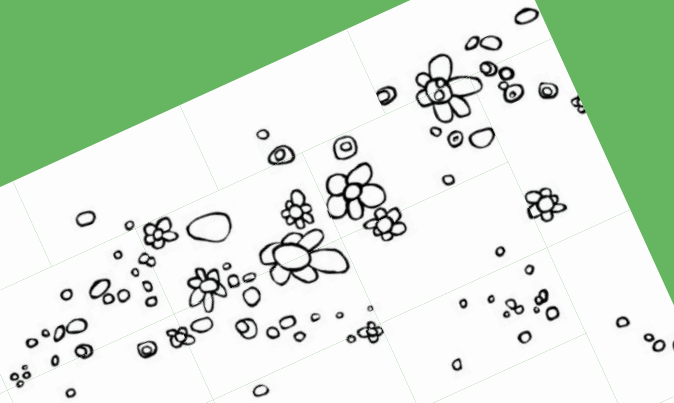
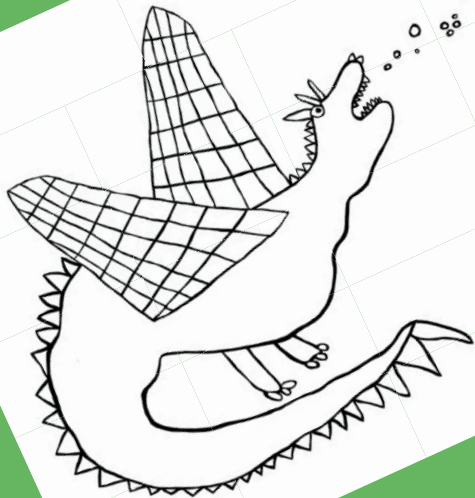
Er komme gerade von einer Stresssituation, sagt er, einem Konflikt zwischen zwei Klienten – und ist die Ruhe selbst. Wirkt gefasst. Voll da. Die Stimme warm und klar. «Jeder Tag hier ist zu 80 Prozent anders, als ich ihn plane. Das ist normal.»

Ursprünglich lernte er Koch. Aber der Beruf schmeckte ihm nicht. Nichts schmeckte ihm mehr. «Ich war die ganze Zeit ums Essen rum, konnte aber selber fast nicht mehr essen.» Er litt, und seine Gesundheit auch, und so hängte er den Kochlöffel an den Nagel. Dann war er eine Weile zwischen Stühlen und Bänken. Wort-wörtlich. Schleppte Möbel als Zügelhelfer. Machte andere Jobs. Auch Gartenpflege. Und ging dann nochmals in die Schule. Also: in die Baumschule. Schloss eine zweite Ausbildung ab. Alles schien auf gutem Weg zu sein. Doch dann hatte er einen Unfall. «Ich fiel aus sechseinhalb Metern Höhe runter, Wirbelbruch, das rechte Fersenbein zertrümmert, eigentlich Glück im Unglück.» Aber trotzdem war er monatelang ausser Gefecht und ohne Perspektive. Die IV schlug erst einen Bürojob vor. Und das KV. «Aber da bin ich nicht der Typ dafür. Ich wollte wenn möglich zurück in den Garten.»

So kam er zur Lh. In die Gartengruppe. Zwar war er vollständig genesen, aber auf Dauer war die Arbeit doch zu körperlich. Ein

Wechsel zu «Montagen und Verpackungen» brachte ihn schliesslich wieder auf seinen Weg. Die Freude kehrte zurück. Die Lust auch, auf neue Herausforderungen. Die Motivation. Heute ist er Arbeitsagoge und seit Kurzem auch Gruppenleiter von «Montagen und Verpackungen».

Ein Ereignis vergesse er nie. Da habe er eine Situation falsch eingeschätzt. Ein Klient klagte über Bauchweh. «Wir kümmerten uns um ihn, machten Tee, umsorgten ihn.» Aber am Abend musste er dann notfallmässig ins Spital. Darmverschluss. «Als ich das hörte, zog es mir fast den Boden unter den Füßen weg. Er hätte sterben können. Das hat mir enorm zugesetzt.» Auch der Klient hatte schliesslich Glück im Unglück. Er erholte sich. «Ich habe ihn dann zu Hause besucht. Ich wollte sehen, wie es ihm geht. Und mich entschuldigen. Das war mir wichtig.»





THEO WEBER: «AN DEN ELTERNABENDEN
SITZEN HÄUFIG DIE ALTEN ZUSAMMEN,
DIE SICH NOCH VON GANZ FRÜHER
KENNEN.»

Beat, der Sohn, ist schon seit 40 Jahren in der Lh. Er arbeitet in der Druckerei an einer Maschine, und vor dem Fenster fährt kein Zug vorbei, den er nicht sieht. Er ist ein Zugfan, will immer unterwegs sein. «Aber wir sind langsam in einem Alter», sagt Herr Weber, «wir können nicht mehr überall hin.» Früher hatten sie eine Ferienwohnung in Bergün. Am liebsten wäre Beat immer noch jedes Wochenende dort, aber Webers mussten die Wohnung verkaufen, es wurde zu viel. «Wir haben auch viele Kreuzfahrten mit Beat gemacht. Er hat es geliebt, auf dem Schiff zu sein.» Manchmal sei er abends sogar alleine an die Vorführungen und Shows gegangen, die geboten wurden.

«Bis vor etwa zehn Jahren kriegten wir noch Rapporte, was unser Sohn etwa in Gesprächen geäußert hat, was seine Wünsche sind, ob es ihm gut geht, und das war für uns immer sehr wertvoll. Diese Berichte gibt es nicht mehr, vermutlich wegen Datenschutz und Patientengeheimnis.» Zu Hause würden sie nicht immer alles mitkriegen, manchmal sei Beat auch verschlossen. Die Kommunikation sei schwierig. «Wir verstehen Beat hauptsächlich an der Mimik, weil wir uns schon so lange kennen. In der Lh kommuniziert er auch gestützt, das ist wunderbar.»

Unvergesslich seien die Ferien, die man damals zusammen mit

der Lh gemacht habe. Valbella, Sedrun, Engelberg. Da war die Lh noch klein, da gingen die Eltern mit den Kindern zusammen in die Ferien, vor allem die Mütter waren dabei. Und auch die Elternabende seien immer toll gewesen. «Der Zusammenhalt unter den Eltern war sehr gross. Sie arbeiteten in Fronarbeit mit, um die Lh finanziell ein wenig zu entlasten.»

Differenzen mit der Lh habe es nie gegeben. «Wir waren froh, konnte Beat hierher, und wir haben grossen Respekt vor der Arbeit der Begleitpersonen. Es ist ja jeweils nicht nur eine Person, die gerade ein Problem hat oder Hilfe braucht oder in einer Krise ist, sondern es sind immer ein paar miteinander.»

Das Wichtigste sei, dass es Beat gut gehe. Und das merke man sofort. «Wir hoffen, dass er hier alt werden kann.» Jetzt ist er 52.



VIVIANE HUONDER: «ICH BIN GERNE DRAUSSEN.»

Sie sei eine Lego-Bauerin. Definitiv. Eine ganze Stadt habe sie schon gebaut. Und es gehe noch weiter. Es kommt ja dann noch die zweite Hüftoperation. Und dann ist es gut.

Sechs Wochen musste sie liegen, da brauchte sie eine Beschäftigung. Zum Glück war es Winter, da verpasste sie draussen nichts. «Dänn isch's jo dusse nume rutschig.» Also Lego. Lego 16+. Das sei auch gut für die Feinmotorik.

In ihrer Wohnung in Lenzburg lebt sie jetzt schon seit sechs Jahren. Zweieinhalb Zimmer. Eben. Viel Lego. Aber auch viele Kochbücher, eine ganze Wand voll. Sie liebt Kochen. In alle Richtungen. Sushi, zum Beispiel. Überhaupt, Japan. Einmal nach Japan reisen, das wäre ihr Traum. Sie war schon alleine in den USA. In Denver. Oder auch mit der Familie in Spanien, der Türkei oder in Griechenland. Ihre Schwester arbeitete bei einer Fluggesellschaft. «Das hämmer müesse usnütze.»

Ah, ja. Einen riesigen Balkon habe sie. Mit einer Lounge. Und zwei Hochbeeten. Und vielen Pflanzen. Definitiv. Sie verbringe manchmal den ganzen Sommer auf dem Balkon. Oder gehe schwimmen im See. Oder Velo fahren. Jetzt gehe das wieder besser, mit dem neuen Hüftgelenk.

In der Lh arbeitet sie in der Gartengruppe. Schon seit zehn Jahren.

Und ab dem ersten Tag ging es los. Erst die Maschinen etwas kennenlernen und dann mähen. Komisch sei das gewesen. Direkt von der Schule, vom ständigen Sitzen, zur körperlichen Arbeit. Und immer draussen. Aber das mag sie. Sie ist gerne draussen. Am liebsten bräteln. Oder wandern. Zum Beispiel im Kanton Uri. Dort hätten sie eine Ferienwohnung. Der Grossvater lebte noch dort, bevor er starb. Jetzt sei noch der Onkel vor Ort. «libettet Zmitzt i de Bergä, do muesch miteme Seilbähnli ufefahre, und s het kei Natel-Empfang. Herrlich.»

Als Glücksbringer trägt sie ein persönliches Kettchen um den Hals. Aber nie zum Arbeiten, es könnte kaputtgehen. Und einmal pro Jahr würden sie von der Gartengruppe das gesammelte Trinkgeld «verbutzen». Dann gehen sie zusammen auswärts essen und danach Bowling spielen. Das fände sie voll lässig. Definitiv.



HANS VAN HOUT: «AM ANFANG
VERSTAND ICH DAS SCHWEIZERDEUTSCH
NICHT, WOLLTE SCHON FAST AUFGEBEN
– JETZT LEBE ICH SEIT FAST DREISSIG
JAHREN HIER.»

Er ist ein absoluter Nachtmensch. Hat immer lieber in der Nacht gearbeitet als am Tag. Um 21.30 Uhr beginnt seine Arbeitszeit. Er ist in der Dauer-Nachtwache in der Breite und im Schoren, und man weiss nie, wie die Nacht wird. «Menschen sind am Tag und in der Nacht teilweise sehr unterschiedlich.» Deshalb ist der Austausch unter den Begleitpersonen sehr wichtig.

Er ist nicht Sozialpädagoge, eher der klassische Krankenpfleger. Schon in der Oberstufe wusste er, dass er das werden wollte. Und seine halbe Verwandtschaft arbeitet in einem Krankenhaus, das habe sicher auch dazu geführt. Die Ausbildung zum Pflegefachmann hat er in den Niederlanden gemacht. Da kommt er her. In die Schweiz kam er über ein Jobinserat. Das war 1992. Damals war die Arbeitssituation in den Niederlanden katastrophal. Viel zu viel Arbeit, viel zu wenig Personal. Tiefe Löhne. Und so kam er als 24-Jähriger nach Luzern. Erst in die Langzeitbetreuung, an verschiedenen Orten, auch in der Nachtwache. «Und dann passierte das, wovor viele Pflegefachleute Angst haben – ich habe mir den Rücken kaputtgemacht.» 2005. Bis 2015 kämpfte er damit. Operationen. Ab und zu mal einen Job. Dann wieder Job verloren, nach langer Krankheit. Und dann sah er das Inserat der Lh. Da ging es um eine Begleitaufgabe und keine intensive pflegerische Aufgabe.

«Und die Lh gab mir diese Chance.» Natürlich, am Anfang waren alle etwas skeptisch. Hält der Rücken? «Ich hatte ja auch Bedenken.» Aber seither geht es ihm gut.

Er macht mehrere Runden in der Nacht. Schaut, ob es allen gut geht. Muss man vielleicht ein Bett frisch beziehen? Manchmal ist er auch einfach ein zuhörendes Ohr – oder legt ein Memory, wenn jemand nicht schlafen kann. Aber er ist vor allem auch da, wenn es Not- oder Stresssituationen gibt. «Da bin ich dann auch nicht auf mich alleine gestellt, sondern weiss genau, wo ich Hilfe kriege.»

Nur wenn seine Klientinnen und Klienten zufrieden sind, fährt auch er zufrieden nach Hause. Um 6.45 Uhr. Nach Luzern. Dann macht er sich bereit, um ins Bett zu gehen.



LUKAS HOLENSTEIN: «ICH GANG GO LUEGE, WAS ES Z LUEGE GIT.»

«Dort, wo die Leute sind, da bin ich», sagt er und wiederholt es gleich nochmals. «Immer irgendwo bei den Leuten.» Früher als Gärtner, als Gartenbauer. Bei jedem Wetter. Heute in der Küche. An der Wärme. «Heute gehe ich der Wärme nach.» Das sei wichtig. Auf jeden Fall der Wärme nach. Und er lacht. In der Küche rüstet er oder hilft dort, wo es gerade Hilfe braucht. Es gebe nichts, das ihm keinen Spass mache. Er nehme jeden Tag, wie er ist. Überhaupt. Muss man ja. «Im Leben kann man ja nicht alles haben.» Und das müsse man auch nicht. Und auch nicht alles können. Deshalb gehe es ihm eigentlich jeden Tag gut, sagt Lukas. Er brauche nicht viel. Dafür sei er immer auf Zack. «Momol, hü!» Aber sicher. Immer etwas zu tun, immer unterwegs. Lukas reist gerne. War auch schon in Amerika, mit der Familie. Aber vor allem reist er gerne mit dem Zug. Denn Züge haben ihn schon immer interessiert. Welche Modelle es gibt, wie schnell sie fahren, welche Loks. Das steht alles in den Büchern, die er sammelt. Manchmal geht er sich einfach Städte anschauen. Gerne im Welschland. Oder auch mal in Frankreich. Und ab und zu zieht es ihn in die Alpen. «Z Bär. So richtig s Loch ue.» Dann bist du in den Bergen, und das muss eben auch sein, die Berge, die Aussicht.

«Manchmal gehe ich einfach irgendwo hin, um zu sein.»
Bald wird Lukas 32 Jahre alt. Im Wohnhaus der Lh wohnt er mit sechs anderen zusammen. «Sie geben mir Kraft.» Das seien gute Leute. Freunde. Doch doch. Das habe er hier.
Aufgewachsen ist er auf einem Bauernhof. Milchkühe, Milchwirtschaft. Und viel Arbeit. Und wenn Lukas dort ist, packt er gerne mit an. «Hose aa und adieu! Go schaffe. Immer hü!» Er könne nicht klagen, er sei zufrieden.
In seinem Zimmer stehen ein paar Bücher, ein Bett, ein Schreibtisch, ein Fernseher. Mehr wolle er da gar nicht drin haben. Eben. Er brauche nicht viel. Aber jetzt wolle er noch Französisch lernen. Und rückt seine Dächlikappe zurecht. Wenn man so viel im Welschland oder in Frankreich unterwegs ist, sollte man die Sprache schon ein wenig können, sagt er. «Da muss ich mir jetzt selber helfen.»



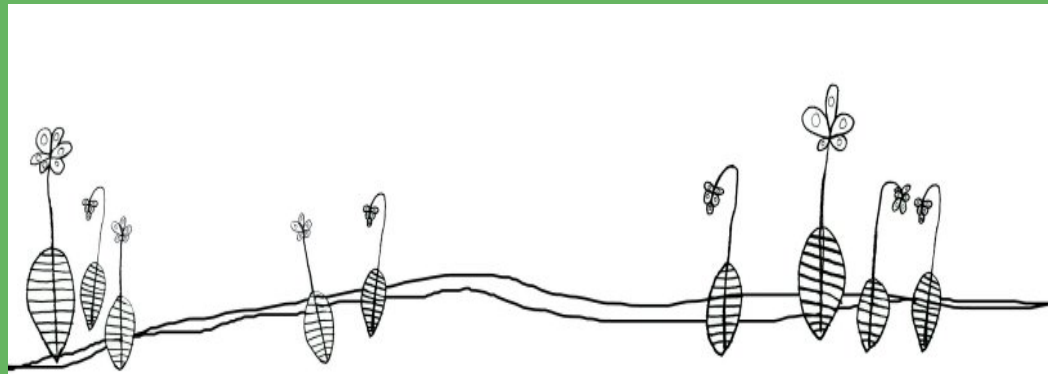
MARLÉNE MOSER: «ER WAR EIN SONNYBOY.»

Ihr Sohn kam kerngesund zur Welt. Er entwickelte sich schnell. Liebte Musik. Steckte alle rundherum an mit seinem fröhlichen Wesen. Dann änderte sich alles. Als Matthias vier Jahre alt war, wurde er schwer krank. Eine Grippe, dachte man. Doch dann lag er eines Morgens apathisch im Bett, konnte weder sprechen noch seine Beine bewegen. Hirnhautentzündung. Seither ist er geistig behindert.

«Ich bin ein positiver Mensch», sagt sie, «ich versuche nicht zu hadern, das bringt nichts.» Aber zu schlafen hat sie schon seit Jahren verlernt. Mehr als zwei Stunden gehen nicht.

Matthias kam mit 18 in die Lh. Ein zurückhaltender junger Mann. Er arbeitete in der Kerzenwerkstatt, abends fuhr er nach Hause zu den Eltern. Jahrelang. Nach einem tollen Ferienlager sagte er, er wolle nun auch in eine Wohngruppe. «Das haben wir unterstützt. Das ging sehr gut. Und dort fand er dann auch einen ersten richtigen Freund in seinem Leben. Das war eine wunderbare Freundschaft.» War. Denn dieser knapp zehn Jahre ältere Klient war herzkrank. Und dann starb er. «Für Matthias brach eine Welt zusammen. Das war zu viel für ihn.» Husten. Durchfall. Nicht mehr essen. Nicht mehr aufstehen. Schreien. Kein Licht. Er versank in einer schweren Depression, und eine Psychiaterin verschrieb ihm

Antidepressiva. «Er war da die ganze Zeit zu Hause, kriegte auch noch verschiedene Neuroleptika, aber all diese Medis halfen nicht – im Gegenteil, sie machten aus ihm einen anderen Menschen.» Es gab Versuche, die Medikamente abzusetzen, aber das führte zu noch schlimmeren Abstürzen. «Er war getrieben, schlief keine Minute mehr, konnte sich nicht beruhigen, machte Dinge kaputt.» Weder die Wohngruppe noch die Werkstatt waren noch möglich. Er brauchte intensivste Begleitung. Und die Lh war ganz in den Anfängen, ein solches Angebot aufzubauen. Matthias kam zunächst ins Provisorium, um drei Uhr morgens, notfallmässig, als es einfach nicht mehr ging. Jetzt wird er seit zehn Jahren auf diesem Angebot begleitet. «Unser Sohn hat fast niemanden ausserhalb. Zum Glück gibt es in der Lh einzelne Begleitpersonen, die Gold wert sind.»

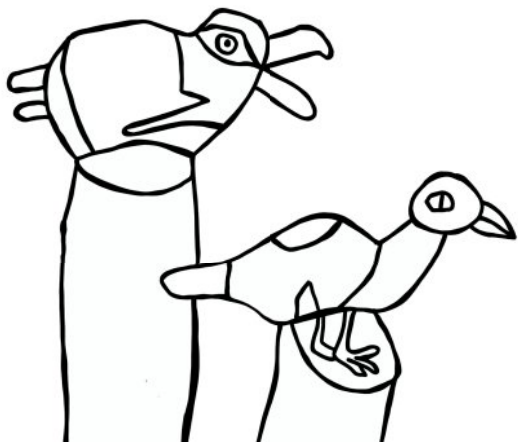


IMPRESSUM

Dieses «Culture Book» erscheint zum sechzigjährigen Bestehen der Stiftung Lebenshilfe

Herausgeberin:	Stiftung Lebenshilfe
Idee und Konzept:	Philippe Crameri, Simon Libsig
Lektorat:	sprach-art, Inés Flück, Wettingen
Gestaltung:	Druckerei der Stiftung Lebenshilfe
Portrait-Texte:	Simon Libsig
Fotos:	Colin Frei
Druck:	Kasimir Meyer AG, Wohlen

© Stiftung Lebenshilfe
Saalbaustrasse 9
5734 Reinach
Telefon 062 765 76 76
info@stiftung-lebenshilfe.ch
stiftung-lebenshilfe.ch
Konto PC 50-15635-8





SINNSTIFTEND

- Wir erkennen den situationsspezifischen Bedarf und verhalten uns diesem entsprechend lösungsorientiert.
- Wir erleben subjektiven Sinn beim Wahrnehmen unserer Rollen und Funktionen. Wir verfolgen Ziele, die für alle Betroffenen bedeutsam sind und Sinn machen.

Auszug aus «Qualitätspolitik und Kernkompetenzen» der Lh